



Aus meinem Leben

Von Hans Petri, Leonberg

Am 5. März 1880 bin ich zu Küstrin an der Oder, in der Neumark gelegen, einer Stadt, die heute eine Trümmerstätte ist, geboren. Meine Jugenderinnerungen sind jedoch mit der heute unter polnischer Herrschaft stehenden Stadt Sorau (Niederlausitz) verbunden. Dorthin war mein Vater im Sommer 1886 versetzt worden. Ich verließ das dortige Gymnasium zu Ostern 1900 mit dem Zeugnis der Reife und studierte sodann in Tübingen, Erlangen und Berlin Theologie, legte die beiden vorgeschriebenen Prüfungen in den Jahren 1904 und 1907 ab. In der Zwischenzeit war ich Vikar in dem aus der Geschichte des Großen Kurfürsten wohlbekannten Städtchen Fehrbellin. Nachdem ich in den Jahren 1907 bis 1908 in Wittenberg meiner Militärpflicht genügt hatte, wurde ich zum 1. Mai 1908 zum Hilfsprediger in der etwa 50 Kilometer südlich von Berlin entfernten Industriestadt Luckenwalde ernannt und zu diesem Dienste am 10. Mai 1908 in Berlin ordiniert. Da mein Vater von 1863 bis 1868 Pfarrer der evangelischen Gemeinde zu Gablonz (Sudetenland) gewesen war und stets mit unverminderter Freude an die dort verbrachten Jahre sich erinnerte, so hatte ich den Wunsch, gleichfalls die Welt von einem anderen Blickpunkte aus anzusehen als von dem der engeren Heimat aus.

Auf meine Bewerbung hin übertrug mir der evangelische Oberkirchenrat zu Berlin im November 1909 die Pfarrstelle der evangelischen Gemeinde zu Turnu—Severin. Meine Arbeitskraft wurde im wesentlichen durch Leitung der Gemeindeschule und Unterricht an dieser in Anspruch genommen; die Gemeinde selbst zählte nur etwa 100 Seelen. Im August 1911 habe ich mich hierher mit Margarete, geb. Gründler, verheiratet, und als uns im Januar 1913 ein Kind geboren wurde, schienen alle Vorbedingungen erfüllt zu sein, um durch das Leben in Amt und Haus vollbefriedigt zu sein. Doch der Mensch denkt und Gott lenkt.

Ende August 1916 trat Rumänien auf der Seite der Feinde Deutschlands in den Krieg und dies bedeutete auch für mich die Internierung, zunächst in dem „Bărăgan“, Bezirk Jalomitza. Frau und Kind befanden sich in Deutschland. Als dann die deutschen Truppen im Herbst 1916 einen großen Teil Rumäniens besetzt hatten — eine der ersten von ihnen erreichten Ortschaften war die Stadt Târgu-Jiu, deren nicht sehr zahlreichen evangelischen Einwohner der Gemeinde Turnu-Severin zugezählt wurden — mußten wir Internierten, deren Gesamtzahl einige Tausend betrug, nordwärts in die Moldau marschieren, wobei tagelange Unterbrechungen dadurch notwendig wurden, daß gleichzeitig das rumänische Heer sich in gleicher Richtung bewegte und die russische Armee zur Entlastung der Front von Norden her einrückte. So waren die Straßen verstopft; mit Mühe und Not erhielten wir recht bescheidene Quartiere und mit der Verpflegung war es dementsprechend schlecht bestellt. Infolge dieses großen Durcheinanders verlor ich mit einem Leidensgefährten den Anschluß an unseren Transport und wir wurden von den Russen verhaftet, die uns auf mancherlei Umwegen über Kabul, Belgrad und Bender schließlich nach Odessa brachten. Hier wurde ich bis zur Klärung meiner Lage in einem Polizeiarrest eingesperrt, der voll Ungeziefers war, und die Gesellschaft, zu der ich nun gehören mußte, setzte sich aus Verbrechern und Fahnenflüchtigen zusammen. Da es mir gelang, durch einen in die Freiheit zurückkehrenden Odessaer Juden eine Karte an den evangelischen Pfarrer Steinwand daselbst hinauszuschmuggeln, wendete sich mein Schicksal allmählich zum Besseren. Denn dieser benachrichtigte den mit der Wahrung der reichsdeutschen Interessen beauftragten schwedischen Konsul, der mich sofort aufsuchte, was auf die Polizeibeamten nicht ohne Eindruck blieb. Da ich in der Zwischenzeit mein gesamtes Geld restlos aufgezehrt hatte und keinerlei Wertgegenstände besaß, die ich hätte verkaufen können, so

war mir die von dem schwedischen Konsulat gewährte Unterstützung sehr willkommen. Denn nun konnte ich durch zusätzliche Kost meine sehr gesunkenen Kräfte auffrischen, und dies gab mir die nötige Widerstandskraft, um den Flecktyphus, an dem ich erkrankte, zu überstehen. Ich habe zunächst einige Tage besinnungslos im Gefängnisspital gelegen und bin dann in das städtische Krankenhaus überführt worden, wo ich sechs Wochen lang und mit mancherlei russischen Volksdeutschen anregende Plauderstunden verbringen konnte. Auch die evangelische Gemeinde, deren Pfarrer mich gelegentlich besuchte, ließ mir eine Unterstützung zukommen. Nach meiner Genesung kam ich auf einige Wochen noch in Einzelhaft im Gefängnis und die große Stille, in der ich dort lebte, tat mir nach den mancherlei schweren Erlebnissen durchaus wohl. Nach etwa einem Monat wurde ich einem Transport zugeteilt, der mich und viele Häftlinge über Kiew, Kursk zunächst nach Moskau brachte. In allen genannten Städten wurde ein mehrtägiger Aufenthalt genommen; nur in Moskau blieben wir eine Nacht. Und diese war furchterlich. Es wimmelte von Wanzen, so daß an ein Schlafen nicht zu denken war. Es ging dann weiter nach Nischni-Nowgorod — immer im vergitterten Eisenbahnwagen — und sodann auf der Wolga nach Kasan. Von hier aus mußten wir — es hatte sich erneut eine Reisegesellschaft besonderer Art gebildet — etwa 130 Werst durch ausgedehnten Urwald marschieren. Wir zogen die Straße, auf der einstmals die nach Sibirien Verschieden in die Verbannung gewandert sind. Daran erinnerten uns die kleinen, als Gefängnisse eingerichteten Holzhäuser, in denen wir nach 25 bis 30 Werst Halt machten. Nach sechs Tagen erreichten wir unseren Bestimmungsort Zarewokokschaisk, ein von allem Verkehr Weit entfernt liegenden Landstädtchen, das sich vorzüglich zur Unterbringung von Internierten eignete. Einer der ersten Deutschen, mit dem ich in das Gespräch kam, war ein aus Galizien stammender und von dort verschleppter deutscher Lehrer, der einige Jahre zuvor in Mamuslia (südliche Dobrudscha) angestellt gewesen war. Wie klein ist doch die Welt! Den hier lebenden Internierten — etwa 1000 — waren keine anderen Beschränkungen auferlegt als das Verbot, den Ort zu verlassen und die Verpflichtung, Abends um neun zu Hause zu sein. Irgendwelche Kontrollen haben nie stattgefunden. Meine Zeit war reichlich dadurch ausgefüllt, daß ich Unterricht in der russischen Sprache nahm, selbst Unterricht erteilte — es waren ganze Familien mit großen und kleinen Kindern interniert — und allsonntäglich Gottesdienste hielt. Außerdem war ich Mitglied des Hilfskomitees, das die allmonatlich uns zufließenden Gelder zu verteilen hatte. Als nach der Machtergreifung durch die Bolschewisten die bisherige, durch die Staatsbank vermittelte Geldüberweisung aufhörte, mußten wir allmonatlich Vertreter nach Kasan zur Abholung des Geldes senden. So bin ich im Februar 1918 mit einem anderen Komiteemitglied im Schlitten durch den tiefverschneiten Urwald nach Kasan gefahren, die gleiche Straße, die ich wenig mehr als ein halbes Jahr zuvor mühsam zu Fuß habe zurücklegen müssen. In Kasan wohnten wir bei dem evangelischen Pfarrer Hoheisel, für den ich an dem in unserem Aufenthalt fallenden Sonntag in Kasan die Kanzel bestieg. Mit mehreren hunderttausend Rubel beladen traten wir die Rückfahrt an, bei der wir auch des Nachts fuhren. Über uns leuchtete ein wunderbarer Sternenhimmel; es war sehr kalt, aber ohne jeden Wind. Daß wir einmal an einem von Wölfen kurz zuvor kahlgefressenen Pferdegerippe vorbeikamen, gehört zu den besonderen Eindrücken dieser eigenartigen Reise.

Früher, als der allgemeine Abtransport der Internierten erfolgte, konnte ich in die Heimat zurückkehren. Meine Frau hatte sich mit Elsa Brandström, der Tochter des damaligen schwedischen Gesandten in Petersburg, in Verbindung gesetzt, die sich in der Zeit des ersten Weltkrieges unermüdlich für das Schicksal der in Rußland gefangenen Deutschen eingesetzt hat. So erhielt ich Ende April 1918 einen Brief von ihr mit der Ankündigung, daß ich abreisen könne und das nötige Reisegeld von dem in Kasan

wohnhaften Vertreter des schwedischen Roten Kreuzes erhalten werde. Aber es vergingen mehr als vier Wochen, bis ich die deutsche Grenze überschreiten konnte. Denn die Bahnfahrt von Kasan bis Moskau (etwa 1000 Kilometer) erforderte mehr als vier Tage; in Moskau selbst konnte ich mich nur einen Tag aufhalten, da bereits am nächsten Tage ein Zug in der Richtung auf die deutsche Grenze abging. Den Kreml, den wir gerne näher betrachtet hätten, durfte niemand betreten. Dann gab es noch einen Aufenthalt in der Nähe von Wilna von fast zwei Wochen; wir wurden in Quarantäne gehalten.

Um die Mitte des Septembers 1918 konnte ich mein Amt in Turnu—Severin wieder übernehmen; aber dann kam bald der Zusammenbruch der Mittelmächte und es bestand nun die Gefahr, daß wir abermals interniert werden würden. Sie erwies sich jedoch als grundlos und ich habe mit meiner Familie nicht nur ungestört die nächste Zeit leben dürfen, sondern ich wurde sogar mit Erteilung des Deutschunterrichts an zwei rumänischen Staatsschulen beauftragt.

Mitte Oktober 1921 trat ich das mir durch Wahl zugefallene Amt eines Pfarrers an der evangelischen Gemeinde zu Bukarest an. Mein Amtsgenosse war Rudolf Honigberger, ein Mann lebhaften und beweglichen Geistes, der aus einer künstlerisch reich begabten Familie stammte und selber nach dieser Richtung hin gut veranlagt war. Neben seinem Pfarramte war er Dekan des Kirchenbezirkes Bukarest, der in die damals infolge der politischen Neugestaltung Rumäniens entstandenen „Evangelischen Landeskirche A. B. in Rumänien“ eingegliedert wurde und sämtliche evangelischen Gemeinden des nunmehr Altreich genannten bisherigen Königreiches Rumänien umfaßte. Ich wurde sehr bald an der Verwaltung des Dekanatsbezirkes beteiligt und habe auf diese Weise alle ihm zugehörigen Gemeinden persönlich kennengelernt.

An der Spitze der Landeskirche stand die ehrwürdige Gestalt des Bischofs D. Dr. Friedrich Teutsch, der meiner Frau und mir stets mit großer Freundlichkeit entgegengekommen ist und uns die streckenweise Teilnahme an der im Bezirk Mediasch durchgeführten Generalkirchenvisitation ermöglicht hat. So lernte ich den alten Bischofssitz BIRTHÄLM sowie die Dörfer Groß—Kopisch, Waldhütten, Tobsdorf und Hetzeldorf kennen. Späterhin habe ich Urlaubszeiten in Baaßen, Freck, Hermannstadt und Kronstadt verlebt. Die meisten der Persönlichkeiten, zu denen ich allerlei Beziehungen gewann, ruhen schon im Grabe. Ich nenne Stadtpfarrer D. Schullerus, der uns zu einem Besuche der Brukenthalischen Stiftungsgüter einlud, Schulrat Albrich, der oft in Bukarest dienstlich zu tun hatte, Rudolf Brandsch und Hans Otto Roth, der von etwa 1940 an uns in der Strada Lutherana gegenüber wohnte und in den letzten Jahren unseres Lebens in Bukarest uns häufig zu einem Plauderstündchen besuchte. Mit Dr. Rudolf. Spek, dem Betreuer des Baron Brukenthalischen Museums, verbanden mich die Arbeiten geschichtlicher Natur, die ich aus ererbter Freude zu unternehmen begonnen hatte. Ihm danke ich es, daß im Jahre 1939 meine damals vollendete „Geschichte der evangelischen Gemeinde zu Bukarest“ erscheinen konnte. Zu solchen Arbeiten fühlte ich mich um so mehr veranlaßt, als ich feststellen konnte, daß in manchen Gemeinden fast völlige Unkenntnis über ihre Entstehung und die ersten Jahre ihrer Geschichte herrschten und daß daher die bisher über diese Gemeinden erschienenen Darstellungen vielfach Lücken und Unrichtigkeiten aufwiesen. In diesem Zusammenhange beschäftigte mich auch die Frage, auf welche Weise denn in Rumänien sich ein Deutschtum gebildet habe und wie es zur Bildung evangelischer Gemeinden gekommen sei. Daß ich hierüber verschiedene Arbeiten habe veröffentlichen können, verdanke ich der Freundlichkeit des Herrn Professor Dr. Karl Kurt Klein, der mir stets die von ihm geleitete „Siebenbürgische Vierteljahrsschrift“ zur Verfügung gestellt hat.



Hans Petri (1958)

Zum Kirchenbezirk Bukarest gehörten als eine Gruppe besonderer Prägung die evangelischen Gemeinden der Dobrudscha, die ich durch zahlreiche, im Laufe der Jahre gemachten Besuche gut kennen lernte. Ich weiß nicht, wie oft ich aus allerlei Veranlassungen in die Dobrudscha gereist bin. Solange es die Witterung erlaubte, habe ich von Brăila oder Galatz aus das Dampfschiff benutzt, das mich über die weite Wasserfläche des von seiner Mündung nicht mehr weit entfernten Stromes nach Tultscha brachte. Meine letzte Reise durch die Dobrudschagemeinden erfolgte im November 1940 anlässlich der Umsiedelung; es ist mir aber eine besondere Freude gewesen, daß ich im Jahre 1956 noch eine „Geschichte der deutschen Siedelungen in der Dobrudscha“ veröffentlichen konnte.

Als die Umsiedelung erfolgte, waren die innerhalb Rumäniens wohnhaften Deutschen zu einer Volksgruppe zusammengeschlossen, an deren Spitze ein in der SS geschulter junger Siebenbürger Sachse gestellt wurde. Damit begannen unheilvolle Jahre. Denn die Leitung dieser Volksgruppe suchte alle Gemeinden jeglichen Einflusses zu entledigen; indem sie die Unterhaltung der Schulen und die soziale Fürsorge übernahm, verlangte sie erheblichen Anteil an dem Grundbesitz der einzelnen Gemeinden, wobei Abmachungen und übernommene Verpflichtungen ohne weiteres beiseite geschoben und durchaus unberechtigte Ansprüche erhoben wurden. Da wir in Bukarest über einen im Mittelpunkt der Stadt gelegenen und sehr beträchtlichen Grundbesitz verfügten, so war

die Begehrlichkeit in besonderer Weise geweckt und es gab heftige Auseinandersetzungen, die viel Aufregungen mit sich brachten „Wenn die Kirche längst zugrunde gegangen sein wird, so wird die Volksgruppe immer noch bestehen.“ So lautete einen der Kraftsprüche, an denen sich die leitenden Persönlichkeiten selbst berauschten, denn sie beanspruchten auch hier eine tausendjährige Dauer; doch das Ende kam schneller als jegliche Erwartung. Als am 23. August 1944 Rumänien aus dem Bündnis mit den Achsenmächten austrat und sich gegen Deutschland wandte, da waren auch die Tage der Volksgruppe gezählt.

Drei Jahre hindurch hatte sich Rumänien am Kriege gegen Rußland beteiligt und von der Ukraine den unter dem Namen Transnistrien bekannt gewordenen Teil unter seine Verwaltung bekommen. Daraufhin habe ich im Oktober 1941 einige in diesem Bezirk gelegene evangelische Dörfer bereist und bin im Frühjahr 1942 etwa zwei Monate hindurch Pfarrer der evangelischen Gemeinde Odessa gewesen. Es war gerade ein Vierteljahrhundert verflossen, seit ich unter trostlosen Verhältnissen mich dort hatte aufhalten müssen; wenn ich eine Beerdigung zu halten hatte, konnte ich zu dem Gefängnis hinüberblicken und meine Wege in die Stadt führten mich auch an der Polizeistation und dem Krankenhaus vorüber. Beide Gebäude waren durch Granattreffer schwer beschädigt.

Pfarrer Honigberger trat im Jahre 1937 in den wohlverdienten Ruhestand; sein Nachfolger im Pfarramt wurde der bisherige Stadtpfarrer von Czernowitz und gegenwärtige Bischofsvikar und Stadtpfarrer in Hermannstadt, Alfred Herrmann. Ich selbst wurde zum Dekan gewählt und habe dies Amt bis zum Jahre 1949 innegehabt. Da erinnerte mich eine ernste Erkrankung, daß es allmählich Zeit werde, das Amt jüngeren Kräften anzuvertrauen, und diese Mahnung wurde durch die Tatsache verstärkt, daß ich im März 1950 das siebzigste Lebensjahr vollendet hatte. Ein Jahr darauf — dreißig Jahre waren seit meinem Amtsantritt in Bukarest vergangen — bin ich dann im September 1951 ohne Schwierigkeiten aus Bukarest abgereist und nach Deutschland zurückgekehrt.